

## **Bora Ćosić: Das Tor zum Paradies - Schreiben in unfreundlichen Zeiten**

In meiner frühen Kindheit hatte ich ein befremdliches Erlebnis. Wir hatten eine geräumige Wohnung in einem einstöckigen Haus im Zentrum von Belgrad, und unter uns wohnten ganz gewöhnliche Menschen, der Vater war ein Postbeamter, eine der Töchter arbeitete in einer Apotheke. Ich weiß nicht, was meine Eltern mit diesen Nachbarn, die immer etwas griesgrämig und nicht besonders freundlich waren, zu schaffen hatten. Es näherte sich der zweite Weltkrieg, aber alles lief wie üblich, bisweilen war es interessant. Mein Vater arbeitete in einer großen Eisenwarenhandlung, ich pflegte meine Mutter beim Einkaufen zu begleiten, im Park spazieren zu gehen, manchmal gingen wir auch ins Kino. Auf dem zentralen Platz der Stadt sprudelte ein Springbrunnen, ringsherum waren französische Rundbeete angelegt, eine rote Straßenbahn ließ fröhlich ihr Klingeln ertönen. Es schien, als würde dieses Leben immer so weiter gehen. Dann plötzlich, eines Morgens war die Eingangstür unserer Wohnung mit ihren hübsch lackierten weißen Flügeln mit Schlamm verschmiert. Als hätte jemand eine Ladung Stallmist angekarrt und diesen dann an die Tür geworfen. Das Messingschild mit Vaters Namen konnte man kaum mehr erkennen, besonders verdreht waren die Türklinken, ein schwerer Geruch machte sich breit, aber vor allem erinnere ich mich daran, dass meine Eltern sehr erschrocken waren.

Ich glaube nicht, dass es einen Grund für ein derart hässliches Vorgehen gab. Wahrscheinlich verspürten die Menschen im

Erdgeschoss plötzlich Argwohn gegenüber jenen, die eine Etage über ihnen wohnten. Er war keine andere Ursache erkennbar, nur reine Missgunst, Neid gegenüber jemandem, der über dir lebt. Obwohl wir keine reichen Leute waren, war ich ein immer ordentlich gekämmtes Kind eines ordentlichen Herren – ich saß auch manchmal im Park und aß eine Brezel mit Butter -, und meine Mutter hatte eine schöne grüne Handtasche, die aus einem Geschäft auf der Hauptstraße stammte.

Dann geschah noch etwas. Ich ging mit meinen Eltern in einen Feinkostladen, der von einem Bekannten meines Vaters geführt wurde. Die Erwachsenen unterhielten sich eine Zeit lang über ihre Geschäfte, und als wir uns verabschieden wollten, schenkte mir der Besitzer des Landes, ein rundlicher Witzbold mit Schnurrbart, eine unverhältnismäßig große Tafel Schokolade, die in Seidenpapier eingewickelt war. Zu Hause stellte ich fest, dass in diesem Päckchen statt Schokolade ein hölzernes Brettchen verpackt war.

So lernte ich sehr früh, dass die Welt voll von grausamen Menschen ist, die sinnlos grob sind, vor allem ungerecht einem kleinen Jungen mit seinen sechs oder sieben Jahren gegenüber. Vielleicht hätte ich durch jene schöne Tür meiner Kindheit eine paradiesische Gegend des Lebens betreten können, aber irgendjemand hatte dieses Tor zum Paradies mit Schlamm beschmiert. Dort hatte sich die Hölle einer ekelhaften Geschichte angekündigt, Krieg, Not, Armut, Brutalität. Und jener rote Garten des Parks am Kalemegdan in Belgrad hatte alles, was zu einem Paradies gehört, herrliche Jungfrauen in Sommerkleidern, anständige, alte Herren auf

Sitzbänken, die ihre Zeitungen lasen, edle Hündchen, Schmetterlinge. Es stellte sich heraus, dass dieses ganze Parkpersonal im Garten Eden meiner Kindheit im Grunde eine falsche Szenerie war, mit angeheuerten Schauspielern, mit einer Baumallee wie eine Theaterkulisse und künstlichen Blumen. Das Leben spielt sich jedoch meist außerhalb der Parks ab, auf der nackten Straße der Geschichte, in einem Theater des Absurden und des Grausamen.

Viele Jahre später stieß ich in einem Buch der russischen Autorin Nina Berberova auf eine ähnliche Szene. Die Autorin lebte zu jener Zeit als Emigrantin in der Nähe von Paris. Ein Apfelbaum mit kleinen Früchten verteilte seine Äpfel über die Nachbarschaft und so auch in den Garten der russischen Schriftstellerin. Sie fragte ihre französischen Nachbarn, ob sie das Fallobst von ihrem Rasen aufsammeln wollten, diese aber griffen, anstatt zu antworten, nach einer Säge und sägten den ganzen Baum einfach ab. Als lebten jene seltsamen Menschen aus meiner Kindheit, die bereit waren, fremde Türen mit Schlamm zu bewerfen, in diesem Pariser Vorort, ergriffen von derselben Wut, von demselben seltsamen Hass.

Wie kann man in dieser Welt ein Schriftsteller sein, wie kann man in dieser Welt eine Nina Berberova sein oder jener kleine Junge, der sich erst anschickte, ein Schriftsteller zu werden? Und dem man ungerechterweise und zu Unrecht statt einer Tafel Schokolade das dumme Brettchen unterjubelte – der brutale Scherz eines Verkäufers. Später habe ich begriffen, dass es keine Geschenke gibt, die ungestraft bleiben, dass Gutmütigkeit eine gefährliche Illusion, dass Hoffnung

ein verheerendes und sträfliches Gefühl ist. Vor allem die Unschuldigen haben in einer solchen Welt zu leiden, sowie jener kleine unschuldige Obstbaum, der aus reiner Schurkerei, aus reinem Neid und irrsinniger Intoleranz gefällt wurde. Nur deshalb, weil jenseits der Mauer jemand mit dem ungewöhnlichen Schicksal einer klugen, russischen Dame lebte, die früher einmal reich gewesen war und außerdem über eine literarische Begabung verfügte. Während sie selbst, eben diese Nachbarn, eine ganz gewöhnliche Familie waren, vielleicht auch die Familie eines Postbeamten mit Töchtern, die in den Kriegsjahren ein paar Techtelmechtel mit deutschen Unteroffizieren hatten.

Vor kurzem reiste ich in meine ehemalige jugoslawische Heimat und blieb etwas länger in Belgrad, dort, wo ich ein halbes Jahrhundert gelebt hatte. Jenes einstöckige Haus mit der verschmierten Tür existiert nicht mehr, aber die Erinnerung ist geblieben. Ich habe mich nie von dem Schlamm befreien können, mit dem irgendjemand völlig ohne Grund mein Leben bewarf. Ich fand eine traurige Stadt vor, sehr geräumig, überbevölkert und darüber hinaus schienen alle Türen dieser Stadt mit Schlamm beschmutzt zu sein, nur dass in diesem Fall die eigenen Bewohner dafür verantwortlich waren, zumindest die Mehrheit von ihnen. Diese Mehrheit hat sich hinter eine erbarmungslose Macht gestellt, die sich allem Fremden gegenüber grob verhält, jeder andersartigen Meinung gegenüber. Meine Belgrader haben sich selbst beschmutzt, ihre eigenen Häuser, ihr eigenes Schicksal. Und dann haben sie die Axt in

die Hand genommen und jeden Baum der Freundlichkeit gefällt; dort herrscht heute ein Geist von Verdrießlichkeit und Übellaunigkeit und von enormer Skepsis. Vielleicht waren meine einstigen Nachbarn die Vorboten dieser Zeit, dieser bleiernen Jahre, die erst noch kommen sollten.

Denn es gab viele ähnliche Fortsetzungen. In der Nachkriegslethargie des jugoslawischen Sozialismus – der mal weicher, mal härter war – zog eine befreundete Familie in einen anderen Ort um, und da ihre Möbel erst später eintrafen, konnten sie nur hilflos feststellen, dass alle Schränke, alle gelieferten Tische mit Kot beschmiert waren. Jemand aus ihrem alten Wohnort war auf die Idee gekommen, sich auf diese Art von den ehemaligen Nachbarn zu verabschieden, mit denen er – warum auch immer – in Fehde lag.

In den neunziger Jahren, im neu gegründeten kroatischen Staat, konnte es geschehen, dass eine jüdische Familie von einer Reise nach Zagreb heimkam und eine gelb angestrichene Haustür vorfand. Auch das ist der Schlamm aus meiner Kindheit, aber viel bedeutungsvoller, das Judentum wird bisweilen von der Schutzfarbe der eigenen Nation begleitet, jemand drückt diesen Menschen noch immer einen Stempel auf, so wie zu Hitlers Zeiten.

Aber wer sind diese Menschen, die anderen die Tür mit Schlamm beschmieren, die Schränke mit Kot beschmutzen, die Haustüren mit einer Farbe anstreichen, die ihre Religion anprangern soll? Wie sehen diese Physiognomien aus, wem ähneln diese Gesichter, die bereit sind, sich selbst die Hände schmutzig zu machen,

nur um anderen zu schaden, manchmal ohne irgendeinen erkennbaren Grund? Schon die ganze Zeit denke ich an die Welt, aus der ich stamme, und frage mich, ob es je eine andere und bessere gab, in der ich hätte geboren werden können. Doch auch ein ganz unschuldiger Mensch kann sich – meiner Meinung nach – plötzlich in hässlichen Umständen wieder finden, eines Morgens aufstehen und feststellen, dass er beschmutzt worden ist, er selbst und auch sein Heim, und das aus unklaren Gründen. Der Mensch ist ein beschmutztes Wesen, eine von Geburt an beschmutzte Person, und das Traurigste daran ist, dass der Schmutz von Wesen geworfen wurde, die ihm sehr ähnlich sind.

Wie schreiben in bleiernen Zeiten? Wobei das Blei nicht nur das Metall ist, aus dem die Munition der Infanterie gegossen wird, sondern auch der Drucksatz der ersten europäischen Bücher. Der kroatische Dichter Krleža meinte, dass das Kästchen mit den bleiernen Buchstaben, das auf diesem Kontinent erfunden wurde, das einzige ist, womit der Mensch dem Bösen trotzen kann. Heute bin ich der Meinung, dass das eine irrsinnig optimistische Ansicht ist, ein barocker Einfall des großen Schriftstellers.

Vielleicht wäre es ein Glück, eine Kindheit bar jeglicher Vorkommnisse zu haben, zurück zu schauen auf eine leere Zeit ohne Erinnerungen. Könnte man doch ein Schriftsteller sein ohne Eindrücke, die aus früheren Zeiten stammen und die immer von Bitterkeit geprägt sind! Aber wie kann man ein Schriftsteller sein ohne Bitterkeit, ohne das Bewusstsein, dass es sie gibt, ordentlich verteilt auf alle Gegenden der Welt, auf alle Völker, auf die Herzen aller

Menschen? Wie literarisch wirken unter den Menschen, die sich oft hässlichen Ereignissen und tragischen Vorfällen verschließen, die aber empfindlich werden, wenn man über eben solche spricht oder schreibt?

Schon seit vielen Jahren schreibe ich eigentlich ein und dieselbe Geschichte, deren Sujet mir erst im nachhinein klar wird, weil es jene Handlung enthält, in der unbekannte, böse Menschen Schlamm in ihren Händen halten. Die entschlossen sind, das Leben anderer herab zu setzen, obwohl sie keinen Grund dazu haben. Seit Jahren schreibe ich also über immer dasselbe Thema, und wenn man alles aufsummiert, was ich für diese Arbeit geerntet habe, so bleiben viele negative Rückmeldungen, die ich dafür bekommen habe, dass ich mich damit beschäftige. Denn in der Zeit des Schlammwerfens ist es kein Vergehen, wenn jemand die Tür der Juden gelb anstreicht, als Vergehen gilt vielmehr, etwas darüber zu sagen. Wenn sich jemand grobe Scherze mit einem kleinen Jungen erlaubt und ihm ein in Seidenpapier eingewickeltes Holzbrett als Schokolade unterjubelt, dann wird nicht der dumme Verkäufer schuldig gesprochen, der einem Kind gegenüber grausam ist, sondern der Grünschnabel wird zum Schuldigen, der schon deshalb zum Scheitern verurteilt ist, weil er sich wie ein kleiner Bürger verhält, gekämmt und ordentlich im Park spazieren gehend. Wenn Sie etwas über den serbischen Soldaten schreiben, der mit dem Kopf des getöteten Moslems Fußball spielt, dann wird nicht dieser irrsinnige Fußballspieler als Verbrecher betrachtet, sondern derjenige, der darüber spricht.

Es ist jedoch möglich, dass die französischen Nachbarn von Nina Berberova alles Recht der Welt hatten, ihr ihren Obstbaum abzusägen, und dass die Frau, die im nachhinein darüber schrieb, überhaupt kein Recht hatte, darüber zu schreiben.

Was hat diese gut aussehende Frau überhaupt in Frankreich zu suchen gehabt, wo sie doch unter dem blumigen Banner des Stalinregimes hätte ausharren können, auch wenn sie alles verloren hätte, nicht nur das eigene Haus? Was suchen denn all' diese Menschen, die ihre Länder verlassen, weil sie sich an dem einen oder anderen System stören, anstatt es zu akzeptieren, ganz egal, wie es aussieht – so wie es die Mehrheit ihrer Mitbürger tun? Warum habe auch ich meine Heimat verlassen, statt in der Stadt zu bleiben, die sich selbst beschmutzt und die eigenen Türen mit Schlamm bewirft?

Es ist sehr schwer, auf irgendeine dieser Fragen in schweren Zeiten eine Antwort zu geben. Eine jüdische Freundin von mir, die Auschwitz überlebte und dort viel erlitten hat, sagte mir: Man darf Menschen nicht in unmenschliche Bedingungen bringen! Wie soll man also über den Soldaten schreiben (der vielleicht nur in eine unmenschliche Situation gebracht wurde), der den Kopf eines toten Menschen mit Füßen tritt, wenn man nicht diese Möglichkeit mit in Betracht zieht. Die Möglichkeit, dass eine verrückte Zeit ihn in verrückte Umstände gebracht hat.

Als ob man alles das, was schlecht ist, vergessen müsste, als ob hätte man Alzheimer hätte. So wie der Schriftsteller Basani vergaß, dass er der Schriftsteller Basani ist, und Präsident Reagan, dass er



Präsident Reagan war. Denn die Serben haben vergessen, dass auch die Albaner Menschen sind, die Russen haben vergessen, dass auch die Tschetschenen Menschen sind, und die Bewohner meiner geliebten Knez Mihajlova-Straße in Belgrad haben vergessen, dass sie die Bewohner eben dieser Straße sind. Denn nur weil sie vergessen konnten, waren sie in der Lage, ihre eigenen Häuser, ihre eigenen Türen zu beschmutzen, und genau das hätte auch ich tun sollen – ich hätte sie samt ihrer Selbstbeschmutzungen vergessen sollen. Nur so kann man in der heutigen Zeit schreiben, nur wenn man alles vollständig vergisst, all' das, was schlecht war in der Kindheit und später.

Ich lebte einige Jahrzehnte im jugoslawischen Sozialismus, die Mehrheit der Menschen in Europa meint, dass das eine abgemilderte Variante dieser Gesellschaftsordnung war, ein leichtes Genre vom Typus Operette, der lehársche Weg zum Kommunismus sozusagen. Vielleicht weil Tito die Wiener Art, Musik zu machen, mochte, er präludierte bisweilen sogar selbst auf dem Klavier. Aber in diesem Land gab es auch üble Grobheiten, an einige kann ich mich noch erinnern.

Im bosnischen Bergbau hatte sich ein Grubenunglück ereignet, ein Mann verlor ein Bein. Jahrelang bemühte sich dieser behinderte Mensch um seine Anerkennung als Invalide. Doch ein Bezirksvorsteher behauptete, dass es für einen Kumpel kein großes Manko bedeute, ein Bein zu verlieren, denn ein derartiges Subjekt sei nicht verpflichtet, in der Gesellschaft zu verkehren, mit eleganten und

gebildeten Menschen, so einer könne doch getrost zu Hause sitzen und sich freuen, dass er noch lebe. Diese Geschichte hat mich lange verfolgt, es wurde sogar ein Film über den Fall gedreht, aber das hat nicht viel genützt. Dieser Bergmann streift also mit seinem Holzbein durch meine Träume, und der Takt seines Hinkens hallt bis heute in mir nach. Denn wie sich gezeigt hat, ist es unser Leben, das dort hinkte und dem dieses ein Bein fehlt, um wacker auszuschreiten, vorwärts in die helle Zukunft. Weil nämlich die einstigen osteuropäischen Regime auf einem Paradoxon basierten: dem Menschen, so verkündeten sie, gebühre größte Fürsorge, gleichzeitig aber haben sie denselben Menschen wie ein Stück Vieh behandelt. In der Zeit der so genannten Freiheit, nachdem das offensichtlich verbrecherische faschistische System überwunden war, waren die Menschen einer Macht unterworfen, die Strenge säte, jeder auch noch so kleine Beamte hatte das Recht, sich an dem hoch angesehenen Ethik-Professor auszutoben, an der älteren Dame, am höflichen Studenten. Und jedes, auch noch so unbedeutende Zettelchen, das man anforderte, jede Erlaubnis, jede Bestätigung oder jeder Nachweis, all' das, was man anderswo routinemäßig bekommt, musste erbettelt werden, man musste lange darauf warten, das normale Bürgerrecht verwandelte sich in einen Lotteriegewinn.

Jene mit Schlamm beschmierte Tür aus meiner Kindheit, sie versank immer tiefer im Morast und im Schmutz, das Schreiben in unfreundlichen Zeiten wurde immer mehr zum Ausmisten des Augiasstalls – ich bin ein Müllmann, rief schon Majakowski aus. Das

ist die bekannte Stelle aus dem Poem des russischen Dichters, der der vollständigen Desillusionierung schon sehr nahe gekommen war. Majakowski war enttäuscht von seinem Liebestraum, der an der Realität zerschellte wie ein Schiff, aber es ging nicht nur um die Liebe zu Lilja Brik, sondern auch um die Liebe zur großen Wende der Lenin'schen Revolution, der er sogar als Müllmann bereit gewesen wäre zu dienen. Viele Dichter des zwanzigsten Jahrhunderts haben daran angeknüpft, indem sie das eigene Talent in den Dienst einer allgemeinen Idee gestellt haben. Ich aber meine, dass man nicht im Dienste irgendeiner Allgemeinheit schreiben kann, sondern nur nach dem Diktat der eigenen Gefühle, des eigenen Temperaments und einer eigenen, inneren Politik, nämlich der des Dichters. Ein Schriftsteller, der es nicht so hält, wird früher oder später bittere Enttäuschungen erleben – entweder wird er von den politischen Akteuren ausgestoßen, oder er stößt sich selbst aus, wenn er irgendwann erkennt, dass er irgendeinem Unfug gedient hat.

Zu den Dingen, die einen Schriftsteller auszeichnen, gehört auch eine Kunst, die Kunst des Betrachtens. Seine Augen gleichen denen der Katze, die in der Lage ist, im Dunklen zu sehen, und der Kommandos, die dank ihrer besonderen Ausrüstung das Pulsieren jeden Lebens aufspüren können. Diesen Vorteil muss der Dichter nutzen, diese hellseherische Fähigkeit. Ich habe Freunde, die regelmäßig auf Kuba Urlaub machen. Jeden Frühling fliegen sie auf diese verrückte Insel, die zwar mit Stacheldraht von der Welt isoliert ist, aber sehr schöne Strände hat. Es gelingt mir einfach nicht, von

diesen Leuten irgendetwas über dieses Gefängnis in Staatsgestalt zu bekommen, das einzige, was ich zu hören kriege, ist, dass man sich dort wunderbar vergnügen kann und dass dort für zwei Deutsche alles bestens ist. Ich habe auch einen fröhlichen, alten Mann, einen Schriftsteller von dieser Insel und persönlichen Freund von Fidel Castro kennen gelernt. Auch er hat nur das Beste über sein Land zu berichten. Ich aber blättere in einem Buch mit Photographien, die dort aufgenommen wurden und die die abbröckelnden Fassaden der Häuser in Havanna zeigen, Menschen in Lumpen, die über die Straßen laufen. Da sind Aufnahmen von Autowracks, die auf der Straße zurück gelassen wurden, von Minderjährigen, die ihre zerbrechlichen Körper verkaufen, und müden Fischern, die schon lang keine Hemmingwayschen Schwertfische mehr fangen. Aber meine Freunde haben eine andere Sicht auf die Dinge, für sie ist Kuba einfach nur eine wunderschöne Insel mit herrlichen Stränden.

Zur Zeit der Unfreundlichkeit der Nachbarn meiner Kindheitstage wurden in der Friedrichstraße und anderswo die ersten jüdischen Geschäfte verwüstet. Mit dem Nationalsozialismus kam die ekelhafte Sitte, bei jedem gesellschaftlichen Miteinander zu brüllen. Es brüllten nicht nur die dümmlichen Unteroffiziere ihre Soldaten an, Ermittler brüllten die unglücklichen Verhafteten an, Aufseher, Wächter, Türsteher, gewöhnliche Beamte, alle brüllten, es brüllte sogar der ehrenwerte Richter, und der Propagandaminister war natürlich derjenige, der es bei diesem irrsinnigen Herumgebrülle am weitesten brachte, und schließlich der geliebte Führer selber. Noch heute kommt

es vor, dass auch kultivierte und demokratisch gesinnte Abgeordnete im hiesigen Parlament ihre Stimme erheben und meinen, sie könnten so an Überzeugungskraft gewinnen. Ich für mein Teil habe nicht das mindeste Vertrauen in einen Politiker, der schreit, denn der, der vom Rednerpult herunter poltert, hat kein Vertrauen zu sich selbst.

Das sind meine Erfahrungen, Erfahrungen von einem, der es unternommen hat, in unfreundlichen Zeiten zu schreiben. Eine Arbeit, die sich bisweilen am Rande der Unvernunft bewegt, aber ich kann nichts anderes. Ich bin nicht imstande, Schuhe zu reparieren, und auch nicht, Trompete zu spielen, gleichwohl bin ich der Ansicht, dass Trompete spielen in solchen Zeiten sehr nützlich sein kann. Ich setze also mein schriftstellerisches Handwerk fort, obwohl ich weiß, dass die Praxis des Schreibens mir nichts Großes bringen wird. Denn jeder Mensch tut, was er kann, und wenn er versucht, sich mit „etwas anderem“ zu beschäftigen, dann fordert er auf gefährliche Weise den eigenen Wahnsinn heraus.

Breton wünschte sich freilich, er könnte sein Leben mit Verrückten verbringen, die ihn – wie er meinte – niemals enttäuschen würden. Mir reichen schon die schwermütigen Melancholiker, die ihr Leid für sich behalten. Und davon gibt es in diesem Raum mehr als genug, Europa ist sozusagen der Kontinent, wo die Neurasthenie erfunden wurde oder entdeckt, genau wie das Radium. Ich bin sicher, dass ein Mensch, der einen anderen zurückweist, diese Zurückweisung im Grunde sich selber antut. Wer unfreundlich ist, der fügt in allererster Linie sich selber eine schwere Kränkung zu, und zwar ohne

dass sein Charakter von seiner Unfreundlichkeit irgendeinen Vorteil hätte. Genau das war es, was dieser Verrückte, der die Welt in Brand gesteckt hat, nicht begreifen konnte, und wir alle versuchen noch immer, dieses anhaltende Feuer zu löschen.

Manche sogar durch Schreiben, ein bisweilen unvernünftiges Geschäft.

*Aus dem Serbischen von Alida Bremer*